

Gegensätze

Damals als Munkaczys Tod die Sinne aufwühlte, drängte sich ein anderes Bild in meiner Erinnerung vor – das Bild von Claude Monet.

Er ist so ganz der Gegensatz zu Munkaczy.

Im Gegensatz zu diesem von der Reklame und der Jagd nach Geld und dem Klischee-Ruhm und dem „Dabei-Sein“-Fieber zerschlissenen Leben, das das Munkaczys war, sah ich unablässig Claude Monets fernes und stolzes, ruhiges und schönes Dasein. Das Leben hinter der weißen Steinmauer bei Giverny, wo sich der alte Garten, mit aller Gärtnerkunst vom Herrn selbst gepflegt, um ein bescheidenes Haus ausbreitet.

Hier lebt Claude Monet, von seinen Kindern umgeben – der großen Schar.

»Es gab«, sagt er, »eine Zeit, wo sie auf den Wegen in Holzschuhen laufen mußten. Mehr konnten wir uns nicht leisten.«

Jetzt ist Monet reich, aber seine alten Lebensformen hat er bewahrt. Er lebt das Leben eines Landbewohners mitten im Kreis seiner Familie. Früh ist er auf und früh ist er draußen, früh und bestimmt werden abends die Lichter in Giverny gelöscht. Dicht und stark und halb seemannsgekleidet wandert er umher. Draußen sein muß er. Man könnte ihn für einen Jäger halten, denn eigentlich hat er den Kopf eines Jägers – mit den Augen des Genies.

Draußen lebt er, und draußen arbeitet er.

Kein Wetter hindert ihn. Seine Staffelei war auf dem Eis der norwegischen Förden aufgepflanzt wie im Sand der Wüste. Seine ungeheure Kraft kennt keine Beschwerlichkeiten, aber sein Wille kennt das Ziel: auf jeder Leinwand Claude Monet, der größte, zu sein und zu bleiben.

Er ist in all seinem Wandel bescheiden wie Genies sind, und er verachtet die Masse und die Mittelmäßigkeit, wie ein Monet sie verachten muß.

Er besuchte einmal die „Frühjahrsausstellung“ eines fremden Landes. Er war ganz allein eingeladen. Ein großes Komitee führte ihn von Museen zu Museen.

Claude Monet betrachtete alle Rahmen, blieb vor allen Nummern stehen und sagte auf der ganzen Wanderung kein Wort.

Eines der Komiteemitglieder erzählte mir folgendes:

»Er betrachtete alles, mein Lieber«, sagte dieses geehrte Mitglied eines Komitees für Farbtöpfe, »alles, mein Lieber, mit Interesse, mein Lieber – – aber er sagte kein Wort.«

Am Abend sagte ich zu ihm:

»Aber, Hr. Monet, Sie sagten ja überhaupt nichts droben in der Ausstellung.«

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, einem Ausdruck von Ratlosigkeit und heimlichem Erstaunen über all die Farben, die er gesehen hatte, und mit Geringachtung – sagte er:

»Was hätte ich wohl sagen sollen?«

... Claude Monet reist viel. Plötzlich packt er seinen Koffer, nimmt einen seiner Söhne mit sich und zieht davon. An die Küste der Bretagne, in die Wüste südlich von Algier, in eine russische Steppe oder nach Norwegen.

Hier wie dort lebt er einsam und nur für seine Arbeit.

Einen der Söhne muß er dabei haben. Er ist ihm Teil seines Heimes.

Und wenn er an der fremden Stätte gemalt hat, was er will, kehrt er heim nach Giverny, seinem Garten, dem Haus, der weißen Mauer.

Die Mauer schließt gut ab. Monet hat wenige Freunde, die wenigen, die er sich bewahrt hat, liebt er, wie er seine eigene Familie liebt.

Wir unterhielten uns einmal über Emil Zola.

Monet wurde plötzlich wehmütig:

»Wir waren so innige Freunde in unserer Jugend«, sagte er.

»Und jetzt?«

»Wir haben uns getrennt«, sagte Monet.

Und mit seiner eigentümlichen Stimme, die auf einmal so tief und ganz weich ist, sagte er in bitterer Schwermut:

»Wenn man alt wird, hat man keine Freunde mehr. Die, die Geschäfte machen wollen, haben Geschäftsverbindungen.«

Claude Monet glaubt nicht allzu fest an die Menschen, und Geschäfte zu machen, braucht er nicht. Er stellt nie auf den Pariser Ausstellungen aus, und seine herrlichen Farbgedichte sind selten zu sehen.

Aber die Amerikaner klopfen willig an seine Tür, um zu kaufen.

»Glauben Sie mir«, sagte Claude Monet einmal, »daß das zuweilen meine schwersten Stunden sind. Ich hätte Lust, die fremden Menschen anzuschreien, die kommen, um meinen Namen zu kaufen ... Wie wünsche ich mir dann meine Jugend zurück, als ich ein Bild für hundert Franken an einen, der mich verstand, verkaufte.«

Die Amerikaner, die ihr Gold ins Haus bringen, sind das einzige, was seinen Frieden stört. Der Herr von Giverny sitzt ruhig im Schutz seiner Größe, der Größe als Künstler – und Mensch

Über Claude Monets Gemälde zu reden, hüte ich mich wohl. Diejenigen, die die Malkunst lieben, kennen sie.

Herman Bang

(Quelle: Modsætninger — in: »Politiken« 29.5.1900. Aus dem Dänischen von Dieter Faßnacht)